

Die Natur auf dem Thron Gottes.

Theologie in der Wirtschaftstheorie.

Christoph Fleischmann

»Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, das heißt der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben.«¹ Kapitalismus als Religion? Ein dreiseitiges Fragment von Walter Benjamin aus dem Jahr 1921 ist einer der Anreger einer Diskussion, die nun schon seit einigen Jahren läuft: Hat der Kapitalismus in der Neuzeit die Funktion der Religion übernommen? Ist die Wirtschaft also nur mit theologischen Begriffen adäquat erklärbar? Oder noch allgemeiner: Ist das Geld ein »God-term«?

Es sind ausgerechnet Theologen, die hier zur Zurückhaltung aufrufen; so zum Beispiel der katholische Sozialethiker Friedhelm Hengsbach. Er sieht in den funktionalen Definitionen von Religion, die in dieser Diskussion benutzt werden, eine gewisse Beliebigkeit. So könne man alles und nichts zur Religion erklären, was dann schließlich keinen heuristischen Wert mehr habe. Man solle doch lieber dabei bleiben, nur dort von zu Religion reden, wo entsprechende historische Erfahrungen von Anfang an religiös gedeutet worden seien. Außerdem sieht Hengsbach die Gefahr, dass eine religiöse Interpretation des Kapitalismus die realen asymmetrischen Machtverhältnisse eher verschleierte als erkläre; empirische Wissenschaft werde durch feuilletonistische Eleganz ersetzt. „Verdient das Geld als Schlüsselmedium der kapitalistischen Wirtschaft nicht zuerst eine sozio-ökonomische Funktionsanalyse, die an empirische Beobachtungen anschließt, und eine ethische Beurteilung, die durch politische Absichten vermittelt ist?“²

Mit seiner Kritik trifft Hengsbach sicher einen nicht unbedeutenden Teil dieser Diskussion, in der es den Protagonisten wohl eher auf einen knalligen Effekt und einen schönen (Wort-)Witz ankommt als auf wie auch immer geartete

¹ Walter Benjamin, »Kapitalismus als Religion«, in: ders., *Gesammelte Schriften. Band IV*, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1985, S. 100–103, hier S. 100.

² Friedhelm Hengsbach, *Das Reformspektakel. Warum der menschliche Faktor mehr Respekt verdient*, Herder Verlag, 2. Aufl., Freiburg/Basel/Wien 2005; S. 62–65., hier S. 65.

wissenschaftliche Detailanalyse. Aber das sind nicht alle, die sich um dieses Thema kümmern: So hat der Tübinger Soziologe Christoph Deutschmanns gezeigt, dass man eine Theorie vom Kapitalismus als Religion durchaus als kritische Gesellschaftsanalyse mit praktischer Absicht entwerfen kann.³

Ein weiterer sinnvoller Weg vom Kapitalismus als einer Religion zu reden, soll hier skizziert werden: Wenn nämlich die Lehre von der Wirtschaft sich selber in Formen religiösen Denkens ausspricht, dann trägt man – anders als Hengsbach das nahe legt – keine fremden Kategorien an die Wirtschaft heran, wenn man sie als Religion klassifiziert. Die religiösen Hintergründe der modernen Wirtschaftstheorie kenntlich zu machen, könnte in der Tat ein lohnendes Feld gerade für Theologen sein, die sich auf die Beschreibung und Analyse religiöser Systeme doch gut verstehen. Dies soll hier in einem kurzen Abriss versucht werden.⁴

Adam Smith als Stoiker

»Wo die Scholastik sich bemüht hatte, ethisch den erlaubten vom unerlaubten Reichtum zu scheiden, suchen die Merkantilisten nach dem technisch tauglichsten Mittel, den Reichtum jedweder Art zu fördern«, schrieb der Wirtschaftswissenschaftler Edgar Salin über das ökonomische Denken zwischen Mittelalter und klassischer Theorie. »Wo die Scholastik das Zinsnehmen als Ganzes ethisch in Frage gestellt und nur gezwungen einen Tatsachenkreis nach dem andern dem Zins geöffnet hatte, beschäftigt die nächsten Jahrhunderte nur das Problem, ob hoher oder niedriger Zins, obrigkeitliche oder freie Regelung dem Wohlstand eines Landes am besten dient; der Reichtum ist wie der Zins ein als gegeben

³ Christoph Deutschmann hat seinen Ansatz grundgelegt in seinem Buch *Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus*, Campus Verlag, 2. Aufl., Frankfurt/New York 2001. Danach hat er das Thema in vielen Aufsätzen weitergeführt und präzisiert; zuletzt in seinem Sammelband *Kapitalistische Dynamik. Eine gesellschaftstheoretische Perspektive*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, S. 13–54. und ders., »Geld – die verheimlichte Religion unserer Gesellschaft?«, in: Konrad Paul Liessmann (Hrsg.), *Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält?*, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2009, S. 239–263.

⁴ Ausführlicher habe ich das Entstehen des kapitalistischen Glaubens als eines Gegenmodells zum christlichen Glauben nachgezeichnet in meinem Buch *Gewinn in alle Ewigkeit. Kapitalismus als Religion*, Rotpunktverlag, Zürich 2010, das Ende April erscheint.

hingegenommener, ein unbezweifeltes, vorausgesetzter Tatbestand, der als solcher für den Merkantilisten keiner weiteren Rechtfertigung bedarf.«⁵

Im Mittelalter wurde der Bereich der Wirtschaft von den Theologen als ein Bereich der christlichen Ethik verhandelt, der den Forderungen der Gebote Gottes zu gehorchen hatte; die Merkantilisten setzten an die Stelle Gottes die Staatsraison, den Nutzen für den Staat und seine Repräsentanten. Das konnte bestenfalls eine Vakanzvertretung sein. Adam Smith aber füllte die nur notdürftig besetzte Stelle Gottes mit einem Schwergewicht: Der Natur, in die Gottes Gesetze und Pläne eingeschrieben seien. Um dies zu zeigen, muss man Smith' großes Werk *Eine Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen* aus dem Jahr 1776 im Zusammenhang mit seinem ersten Werk lesen: Die *Theorie der ethischen Gefühle*, die 1759 in erster Auflage erschien ist. In diesem Werk wird nämlich deutlich, wie sehr Adam Smith von der antiken Philosophie der Stoa beeinflusst ist.⁶

Dieser Einfluss zeigt sich schon am Ausgangspunkt von Smith' Wirtschaftslehre. Smith geht davon aus, dass jeder Mensch zuerst seinen eigenen Nutzen zu vermehren sucht: Im Gegensatz zum Tier »ist der Mensch fast immer auf Hilfe angewiesen, wobei er jedoch kaum erwarten kann, dass er sie allein durch das Wohlwollen der Mitmenschen erhalten wird. Er wird sein Ziel wahrscheinlich viel eher erreichen, wenn er deren Eigenliebe zu seinen Gunsten zu nutzen versteht.«⁷

⁵ Edgar Salin, *Politische Ökonomie. Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart*, Mohr Siebeck/Polygraphischer Verlag, Tübingen/Zürich 1967, S. 43f

⁶ Zum Einfluss der Stoa auf das Denken von Adam Smith hat Hans Christoph Binswanger einen erhellenden Aufsatz geschrieben: »Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen«, in: ders., *Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen. Essays zur Kultur der Wirtschaft*, Gerling Akademie Verlag, München 1998, S. 47–64. Ausgeführt hat das Thema Binswangers Doktorand Jiri Xerxes Kraus, *Die Stoa und ihr Einfluss auf die Nationalökonomie*, Metropolis Verlag, Marburg 2000. Keinen Bezug nehmen die beiden auf Alexander Rüstow, der bereits in den 40er Jahren eine Kritik an der »Wirtschaftstheologie« des Liberalismus vorgelegt hat. Sein entsprechendes Buch wurde neu aufgelegt: Alexander Rüstow, *Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus*, mit Fortschreibung durch Frank P. Maier-Rigaud und Gerhard Maier-Rigaud, *Das neoliberale Projekt*, Metropolis Verlag, Marburg 2001.

⁷ Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*, übersetzt und hrsg. von Horst Claus Recktenwald, Deutscher Taschenbuch Verlag, 11. Aufl., München 2005, S. 17.

Schon die Stoiker hatten behauptet, dass der Mensch immer nach seiner Selbsterhaltung strebe – das sei ganz natürlich so. Wenn der Mensch zu wählen habe zwischen Lebendigsein und Totsein, Gesundsein und Kranksein, Schönsein und Hässlichsein, Angesehensein und Verachtetsein und auch zwischen Armsein und Reichsein – sei doch klar, was der Mensch wähle. Diesem Trieb nachzugeben sei nicht verwerflich. Das Selbsterhaltungsstreben wurde zum Ausgangspunkt einer anspruchsvollen Theorie. Für die Stoiker bedeutete dieser Zustand nämlich keineswegs den Kampf aller gegen alle. Vielmehr habe die Natur Menschen nicht nur mit diesem Trieb ausgestattet, sie Sorge auch dafür, dass alles Streben der Einzelnen in einer kosmischen Harmonie aufgehoben sei.

Nach dem stoischen Konzept hat die Natur eine göttliche Qualität. Es ist die Rede von einem Logos, also einer (göttlichen) Vernunft, die in der Natur wirke und die tatsächlich die Einheit und Harmonie des Kosmos garantiere. Diese Vernunft ist nicht nur das, was wir die Naturgesetze nennen würden. Diese können die Ursachen der Phänomene erklären, aber nicht deren Ziel und Richtung. Die Stoiker glaubten aber, dass die vom Logos durchwaltete Natur eine Weltordnung garantiere, die zum Besten aller ausgehe. Das heißt, dass alle natürlichen Triebe, in denen die Natur sich selbst erhalte, von ihr zu einer sinnvollen Kausalordnung verknüpft würden, die das Gute für alle hervorbringe: Alles hänge mit allem zusammen und werde zum Besten aller Menschen ausgehen.

Aber – so könnte man einwenden – das Leben ist doch nicht für alle Menschen gut! »Viele Menschen führen ein Leben welches arm, kurz, traurig und brutal erscheint«, so erklärt es die Philosophin Dorothea Frede. »Obwohl die Stoiker sich dieser Tatsache bewusst waren, änderte das nichts an ihrem Vertrauen, dass die umfassende Ökonomie des Kosmos dem Besten aller seiner Bewohner dient. Wüssten die Menschen mehr über das kausale Netzwerk, dessen Teil sie selbst sind, so würden sie den Grund für scheinbar sinnlose persönliche Tragödien verstehen.« Frede weiß freilich auch, dass man auf eine solche Vorstellung unterschiedlich reagieren kann: »Ein derartiger ›kosmischer Optimismus‹ mag nicht nach jedermanns Geschmack sein. Eben dieser Aspekt war es jedoch, der die stoische Lehre für Generationen von Anhängern attraktiv machte, für die das Vertrauen in

eine allumfassende göttliche Ordnung die beste Erklärung darstellte, wie die Welt funktioniert.«⁸

Klar ist, dass dies *eine* Möglichkeit ist, sich die Welt zu erklären und dass diese Möglichkeit, da sie auf die Güte des Ganzen zielt, nicht bewiesen werden kann, sondern geglaubt oder erhofft werden muss. Mit dieser Konzeption der Welt ist das geleistet, was man später – bei dem Glauben an einen persönlichen Gott – eine Theodizee genannt hat, also die Rechtfertigung Gottes angesichts des Leides. Hier bei den Stoikern, wo der göttliche Logos in der Natur waltet, könnte man besser von einer Kosmodizee reden: Die Rechtfertigung der (göttlichen) Welt angesichts des Leides in ihr.

Diesen Glauben der Stoiker an eine kosmische Harmonie spitzt Smith vielleicht etwas zu, aber im Prinzip beschreibt er ihn nicht unzutreffend: »Die alten Stoiker waren der Meinung, dass wir – da die Welt durch die alles regelnde Vorsehung eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes beherrscht werde – jedes einzelne Ereignis als notwendigen Teil des Weltplanes betrachten sollen, als etwas, das die Tendenz habe, die allgemeine Ordnung und Glückseligkeit des Ganzen zu fördern: dass darum das Laster und die Torheiten der Menschen einen ebenso notwendigen Teil des Planes bilden, wie ihre Weisheit und Tugend; und dass sie durch jene ewige Kunst, die Gutes aus Bösem schafft, dazu bestimmt seien, in gleicher Weise für das Gedeihen und die Vollendung des großen Systems der Natur zu wirken.«⁹

Und diesen Vorsehungsglauben der Stoiker macht Adam Smith sich zu eigen: Wenn alle ihrem Eigennutz folgten, dann gehe das zum Wohl aller aus, dann mehre sich – durch die Gesetze des freien Marktes gelenkt – der Wohlstand für alle. Adam Smith sieht ein »wohlwollendes und allweises Wesen« am Werk, das bestrebt ist in der Welt »das größtmögliche Maß an Glück zu erhalten«.¹⁰ Berühmter als die göttliche Vorsehung wurde sein Bild von der unsichtbaren Hand: »Wenn daher jeder einzelne soviel wie nur möglich danach trachtet, sein Kapital zur Unterstützung der einheimischen Erwerbstätigkeit einzusetzen und dadurch diese so lenkt, dass ihr

⁸ Dorothea Frede, »Determinismus in der Stoa«, in: Barbara Neymeyr, Jochen Schmidt, Bernhard Zimmermann (Hrsg.), *Stoizismus in der europäischen Philosophie, Literatur, Kunst und Politik. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Moderne. Band 1*, Walter de Gruyter, Berlin/New York 2008, S. 166.

⁹ Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle*, übersetzt und hrsg. von Walther Eckstein, Felix Meiner Verlag, Hamburg 2004, S. 47f..

¹⁰ Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle*, S. 398–401.

Ertrag den höchsten Wertzuwachs erwarten lässt, dann bemüht sich auch jeder einzelne ganz zwangsläufig, dass das Volkseinkommen im Jahr so groß wie möglich werden wird. Tatsächlich fördert er in der Regel nicht bewusst das Allgemeinwohl, noch weiß er, wie hoch der eigene Beitrag ist. Wenn er es vorzieht die nationale Wirtschaft anstatt der ausländischen zu unterstützen, denkt er eigentlich nur an die eigene Sicherheit und wenn er dadurch die Erwerbstätigkeit so fördert, dass ihr Ertrag den höchsten Wert erzielen kann, strebt er lediglich nach eigenem Gewinn. Und er wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat.«¹¹

Die Vorsehung wird hier für das Offensichtlichste in Anspruch genommen: Wenn jemand mit Investitionen in die heimische Wirtschaft Geld verdient, dann wächst das Volkseinkommen. Es wächst freilich erst mal auf den Konten der Kapitalinvestoren. Ist das das Wohl für alle? Dass durch die Investitionen die Erwerbstätigkeit gefördert wird, hofft Smith, dass also von dem Gewinn des Kapitals einiges abfällt für die Arbeiter. Man ist versucht zu sagen, wer nicht schon vorher an ein »wohlwollendes und allweises Wesen« glaubt, das für alle »das größtmögliche Maß von Glück« bereit hält, der bricht angesichts der beschriebenen Zusammenhänge kaum in Jubel aus. Weiter könnte man fragen: Ist das Streben nach dem eigenen Gewinn, der sich in zählbarem Geld niederschlägt, wirklich das Gute für den Einzelnen? Und selbst wenn dies so wäre, so stände dies Streben eben doch dem der Konkurrenten entgegen. Wie kann es dann das Wohl aller garantieren? Dass nicht alle Marktteilnehmer gleichermaßen profitieren, ergibt sich ja daraus, dass nicht alle mit dem gleichen Eigentum oder Kapital ausgestattet sind – was Smith durchaus sieht und kein Problem damit hat. Das aber hat zur Folge, dass die Wünsche derer, die über viel Kaufkraft verfügen auf dem Markt immer mehr zählen, als die Bedürfnisse derer, die wenig Geld haben. Die durch den Geldbetrag zählbare Nachfrage bietet nur denen Freiheit, die über einen ausreichend hohen Betrag verfügen.

Es ist mit Händen zu greifen, dass es hier nicht zuerst um die Analyse wirtschaftlicher Zusammenhänge geht, sondern um Wertsetzungen und Glaubenshaltungen. Man kann also mit Recht sagen, dass die liberalen Wirtschaftstheoretiker, die Smith in seinem Optimismus folgen, eine »stoische

¹¹ Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 370f..

Glaubensgemeinschaft« und »somit auch eine Werturteilsgemeinschaft par excellence« bilden.¹²

Alles ganz natürlich

Aber folgen wir kurz der wirtschaftstheoretisch-historischen Begründung von Adam Smith: Der aus Eigennutz entstandene Tausch habe die Arbeitsteilung hervorgebracht und mit ihre die unterschiedlichen Gruppen, die am Produktionsprozess beteiligt seien: Grundherren, die den Boden zur Verfügung stellten, Unternehmer, die Kapital investierten und Arbeiter, die ihre Arbeitskraft für Lohn verkauften. Wofür Smith nun allenthalben gefeiert wird, ist seine Erklärung, wie diese drei Produktionsfaktoren sich auf dem Markt über das freie Spiel von Angebot und Nachfrage so ausbalancierten, dass die optimale Versorgung der Menschen gewährleistet werde. Gebe es ein zu großes Angebot an Gütern, das nicht nachgefragt werden könne, dann werde einer der Produktionsfaktoren unrentabel, was zu einer Neuausrichtung der Produktion führe. Liege das Warenangebot unter der Nachfrage steigen die Preise und damit die Gewinne für einen oder mehrere der Produktionsfaktoren. Die größeren Gewinnchancen in diesem Bereich, ziehe aber Konkurrenz an, die ebenfalls in diesen Sektor investiere, sodass die Gewinne wieder auf das natürliche Maß schrumpften.

Dieses freie Spiel der Kräfte wirke dahin, dass sich der »natürliche Preis« für Bodenrente, Kapitalgewinn und Lohn im Laufe der Zeit herauschäle. Dies ist der niedrigst mögliche Preis, also für den Konsumenten am vorteilhaftesten. Aber auch die Produktionsfaktoren seien in der bestmöglichen Weise im Produktionsprozess eingesetzt. Wenn alle Waren zu ihrem »natürlichen Preis« verkauft würden, wäre in einer Volkswirtschaft ein Gleichgewicht erreicht. Auch wenn dies vielleicht immer nur annäherungsweise zu erreichen sei, so tendiere doch das Ganze der Wirtschaft immer zu diesem natürlichen Zustand.

Diese Konzeption des Marktgeschehens hat nun für Smith zur Konsequenz, dass die Menschen tunlichst den natürlichen Lauf der Dinge nicht behindern dürfen: Freiheit für Arbeit und Kapital entsprach für Smith der natürlichen Freiheit. So trat er gegen Monopole und Zunftgesetze ein und für Freihandel und Freizügigkeit der Arbeiter. Der Staat solle sich in das natürliche System der Wirtschaft möglichst nicht einmischen, er solle vor allem nicht versuchen, den »Erwerb privater Leute zu

¹² So Hans Christoph Binswanger, »Die Glaubensgemeinschaft der Ökonomen«, S. 56.

überwachen und ihn in Wirtschaftszweige zu lenken, die für das Land am nützlichsten sind«. ¹³ Das ist dann der Verzicht auf eine Verständigung über und aktive Förderung des Gemeinwohls. Denn das Gemeinwohl, die »Sorge für die allgemeine Glückseligkeit« ist für den Menschen zu hoch, das ist Gottes Aufgabe – hat Smith an anderer Stelle geschrieben: »Die Verwaltung des großen Systems des Universums, die Sorge für die allgemeine Glückseligkeit aller vernünftigen und fühlenden Wesen ist indessen das Geschäft Gottes und nicht das des Menschen. Dem Menschen ist ein weit niedrigerer Arbeitsbezirk zugewiesen, aber einer, der der Schwäche seiner Fähigkeiten und der Enge seiner Fassungskraft weit angemessener ist: die Sorge für seine eigene Glückseligkeit, für die seiner Familie, seiner Freunde und seines Landes.« ¹⁴

Bleibt für den Staat nicht mehr viel zu tun: Er bekommt die Aufgabe zugewiesen, das Land vor äußeren Angriffen zu schützen, eine stabile Rechtsordnung im Innern zu garantieren und »drittens die Pflicht, bestimmte öffentliche Einrichtungen zu gründen und zu unterhalten, die ein einzelner oder eine kleine Gruppe aus eigenem Interesse nicht betreiben kann, weil der Gewinn ihre Kosten niemals decken könnte« ¹⁵, also für eine gewisse Infrastruktur zu sorgen. Bei dieser Aufgabenzuteilung des Staates, das sollte hier noch vermerkt werden, fällt unter das »zuverlässige Justizwesen« auch und im Besonderen der Schutz des Eigentums.

Für die allenthalben sichtbaren Unterschiede in den Eigentumsverhältnissen findet Smith eine natürliche Erklärung: Die Unterschiede erklärten sich aus der Zeit als die Jäger- und Sammler zu sesshaften Hirten und Viehhaltern übergegangen seien. Da hätten sich die einen mehr Schafe und Rinder aneignen können als andere. »Die Aneignung der Herden, die eine Ungleichheit des Glückes einleitete, war es, was zuerst eine reguläre Regierung hervorbrachte. Bis zur Einführung von Eigentum gab es keine Regierung, deren letzter Zweck die Sicherung des Wohlstandes ist, und die Reichen vor den Armen zu verteidigen. In diesem Zeitalter der Hirten, wenn ein Mann 500 Ochsen besaß und ein andere überhaupt keine, wenn es keine Regierung gegeben hätte, die ihn geschützt hätte, so hätte der letztere ihm nicht erlaubt welche zu besitzen. Diese Ungleichheit des Glückes, die den Unterschied zwischen den Reichen und den Armen ausmacht, gaben den ersteren viel Einfluss über die

¹³ Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 582.

¹⁴ Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle*, S. 400f..

¹⁵ Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 582.

letzteren.«¹⁶ Hier werden die Unterschiede zwischen den Menschen deutlich benannt und zugleich auf eine natürliche Entwicklung geschoben, die es – weil völlig natürlich – zu akzeptieren gelte.

»Nur unter dem Schutz einer staatlichen Behörde kann der Besitzer eines wertvollen Vermögens, Frucht der Arbeit vieler Jahre oder sogar vieler Generationen, auch nur eine einzige Nacht ruhig und sicher schlafen. Er ist ständig von unbekanntenen Feinden umgeben, die er nie besänftigen kann, obgleich er selbst sie niemals gereizt hat, und vor deren Unrecht ihn nur der mächtige Arm der Zivilbehörde schützt, die stets zu einer Bestrafung bereit ist. Für den Erwerb wertvoller und großer Vermögen ist es daher unbedingt erforderlich, dass eine solche Verwaltung eingerichtet ist.«¹⁷ Schöner ist das, was man mit dem hässlichen Wort der Klassenjustiz bezeichnet hat, selten beschrieben worden. Aber noch einmal: Eine Reform des über Generationen angesammelten Eigentums, wäre ein Eingriff in den natürlichen Lauf der Dinge. Und: Auch das Allgemeinwohl verlangt nicht den Ausgleich von Eigentumsunterschieden – auch beim Erreichen des »natürlichen Preises« kann sehr unterschiedlich von den einzelnen am Produktionsprozess Beteiligten verdient werden. Diese Unterschiede sind natürlich.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Smith ein System von einiger Stringenz, entwirft, das aber eben auch voll ist von »metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken«: Das natürliche Streben nach Eigennutz und Gewinn eines jeden Menschen wird von der Natur mit dem Streben aller anderen so vermittelt, dass beim Nicht-Eingreifen in die Natur »das größtmögliche Maß von Glück« herauskommt. Smith macht es sich zur Aufgabe, diese Naturgesetze, die solches Mirakel schaffen, zu erkennen und zu beschreiben: Dies sind im Wesentlichen die Gesetze von Angebot und Nachfrage auf dem freien Markt. Dabei hat Smith wie alle anderen, die die beste aller Welten beschreiben, einige Schwierigkeiten mit der Wirklichkeit: Für viele Menschen ist die Welt noch nicht bestens. Man muss Störenfriede finden, die die Harmonie verhindern: Das sind bis heute die Staatseingriffe in die Wirtschaft.

¹⁶ Adam Smith, *Lectures on Jurisprudence. Volume V of the Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith*, hrsg. von R.L. Meek, D.D. Raphael und P.G. Stein, Oxford University Press, Oxford 1978, S. 404f..

¹⁷ Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. 601.

Oder man muss mit Smith darauf hinweisen, dass bei steigendem Wohlstand alle gewinnen – auch die Lohnempfänger: »Die Entwicklung des realen Pro-Kopf-Einkommens in den letzten hundert Jahren bestätigt Smiths These und widerlegt einwandfrei die Verelendungstheorie des Marxismus«,¹⁸ frohlockte Horst Claus Recktenwald Mitte der 1970er-Jahre. Abgesehen davon, dass das reale Pro-Kopf-Einkommen in den letzten Jahren nicht mehr so zuverlässig gewachsen ist, wird damit der Glaube an das Wirtschaftswachstum zum Notausgang aus dem Smithschen System der göttlichen Harmonie.

Der Glaube an den Markt geht weiter

Auch bei den Nachfolgern von Adam Smith findet man beides bestätigt: Der Glaube, dass die Wirtschaft nicht nach rationaler Gestaltung, sondern nach Naturgesetzen funktioniere und der Glaube, dass der natürliche Lauf der Dinge das »größtmögliche Maß an Glück« hervorbringe. Der Franzose Jean-Baptist Say macht in seinem *Traité d'Economie Politique* aus dem Jahr 1803 klar, worum es bei den Gesetzen der Marktwirtschaft geht: »Ihre Prinzipien sind nicht das Werk von Menschen [...] Sie [die ökonomischen Gesetze] leiten sich ab aus der Natur der Dinge, genauso sicher wie die Gesetze der physischen Welt; man stellt sie sich nicht vor, man findet sie; sie regieren die Leute, welche die anderen regieren, und niemals verletzt man sie ungestraft.«¹⁹ Eines der Gesetze, das Say sich nicht vorgestellt, sondern gefunden hat, ist das nach ihm benannte Saysche Gesetz, das besagt, dass sich jedes Angebot auch seine Nachfrage schaffe. Das heißt, jeder der auf dem Markt etwas anbietet – auch der, der Arbeit anbietet – tut dies, um selber etwas nachfragen zu können. Er schafft durch sein Angebot an Gütern also eine gleichwertige Nachfrage. Eine generelle Über- oder Unterproduktion kann es demnach nicht geben.

Die Vorstellung von Gleichgewichtszuständen wurde später in der Neoklassik sehr beliebt. Es ist der Versuch mithilfe mathematischer Formeln Zustände zu beschreiben, bei denen eine optimale Verteilung der Güter gegeben ist. Für

¹⁸ Horst Claus Recktenwald, Einleitung: »Würdigung des Werkes«, in: Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen*, S. LVIII

¹⁹ Jean-Baptiste Say, *Traité d'économie politique ou simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent, et se consomment les richesses*, zitiert nach: Alexander Rüstow, *Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus*, S. 66.

Außenstehende wirken diese Modelle aber oft tautologisch und unsinnig, da sie auf stark vereinfachenden Annahmen beruhen, die eigentlich nirgendwo gegeben sind. Es ist erstaunlich, warum diese abstrakten Modelle solch eine Wirkung und Faszination in der Wissenschaft entfaltet haben. Vielleicht erklärt sich das aus ihrer Herkunft: Es ist – aller religiösen Sprache entkleidet – die religiöse Utopie vom größtmöglichen Glück, von einer besseren Welt, die ein gütiger Gott hervorbringt.

Auch mit dem behaupteten Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage ist ein optimaler Zustand angepeilt, der sich dazu noch ganz natürlich ergibt.

Demnach ist es konsequent, wenn Say vom Nationalökonom fordert, dass er ein »unbewegter Zuschauer« bleibe: »Was wir der Öffentlichkeit schuldig sind, ist ihr zu sagen, wie und warum eine Tatsache die Folge einer anderen ist. Ob sie die Folge liebt oder sie fürchtet ist nicht wichtig, sie weiß was sie zu tun hat, aber ohne Ermahnungen.«²⁰

Während der Calvinist Say noch ohne religiöses Pathos auskommt, wenn er die ökonomischen Naturgesetze beschreibt, so ist das bei seinem katholischen Landsmann Frédéric Bastiat schon anders. Seine *Harmonies Economiques* sind schon fast der Versuch eines Gottesbeweises aus den »Naturgesetzen der sozialen Welt«: Bastiat will zeigen, »dass auch die soziale Welt den Ruhm Gottes erzählt«.²¹ Vergleiche mit den Gesetzen der Naturwissenschaft und physikalische Metaphern sind in seinem Werk Legion. Die Hauptthese in seinem unvollendet gebliebenen Werk ist, dass alle »berechtigten Interessen« im Einklang stünden und die Einzelinteressen keineswegs dem Gemeinwohl entgegengesetzt wären. Damit stellt er sich gegen die Sozialisten, die antagonistische Interessen am Werk sehen, und deswegen eine neue Ordnung der Welt schaffen wollen – für Bastiat kommt das einer Gotteslästerung gleich. Die Sozialisten und Utopisten versuchten, »die Freiheit durch den Zwang zu ersetzen, die natürliche Welt durch die künstliche, das Werk Gottes durch ihre eigenen Erfindung«.²²

²⁰ Jean-Baptiste Say, *Lettres à Malthus et un cours complet d'économie politique pratique*, zitiert nach: Alexander Rüstow, *Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus*, S. 67.

²¹ Frédéric Bastiat, *Volkswirtschaftliche Harmonien*, übersetzt von John Prince-Smith, Verlag von Gustav Hempel, Berlin 1850, S. 10.

²² Frédéric Bastiat, *Volkswirtschaftliche Harmonien*, S. 8.

Bastiats Werk erschien 1849, ein Jahr nachdem Karl Marx und Friedrich Engels diagnostiziert hatte, dass in Europa das Gespenst des Kommunismus umgehe. Diesem Gespenst tritt Bastiat entgegen und glaubt, dass er mit dem liberalen Rezept, den Erwerbsinteressen der Einzelnen keine Schranken aufzuerlegen, die bessere Lösung für die Soziale Frage habe: »Lasst die Menschen arbeiten, tauschen, lernen, sich assoziieren, auf einander wirken, weil nach dem Naturgesetz sich aus ihren einsichtsvollen Bestrebungen von selbst Ordnung, Einklang und Fortschritt im Wohlsein bis in alle Unendlichkeit ergibt.«²³ Dass man in der Konfrontation mit Sozialisten und Kommunisten nicht mehr einfach die beste aller Welten behaupten kann, war Bastiat völlig klar. Aber schuld am Elend der Massen seien eben nicht die ungehinderten Interessen der Kapitalbesitzer und Grundeigentümer, sondern die Behinderung der Freiheit. Mit dem Hinweis auf die Unendlichkeit kommt also nun der Gedanke des Fortschritts ins Blickfeld. Die Welt stehe erst am Anfang einer glorreichen Entwicklung, wobei Bastiat noch davon ausging, dass sich bei der Steigerung des absoluten Gewinnes auch der relative Anteil der Arbeiter gegenüber dem der Kapitalisten annähere. Diese Voraussage wurde, um die Diktion von Horst Claus Recktenwald aufzugreifen, »in den letzten hundert Jahren« nicht bestätigt, sondern »einwandfrei widerlegt«. Heute gilt: Damit es denen unten besser gehen soll, muss es denen oben ungleich viel besser gehen. Von solchen Zweifeln aber war Bastiat noch nicht angefressen: »Das ist das schließliche Resultat der großen Naturgesetze, wenn sie ungehindert walten, und wenn man sie nur für sich betrachtet, ohne auf die Störungen zu achten, welche sie durch den Irrtum und die Gewalt erleiden. Beim Anblick dieser Harmonie können wir wohl, wie der Astronom beim Anblick der Weltkörper oder der Physiologe bei der Betrachtung der menschlichen Organe, ausrufen: Hier ist der Finger Gottes!«²⁴ Zweimal taucht der Finger Gottes am Schluss des ersten Teiles von Bastiats *Volkswirtschaftlichen Harmonien* auf. Das muss man fast schon als Verbeugung vor Smith deuten. Frédéric Bastiat hat jedenfalls verstanden, worum es geht: Um den rechten Glauben! Springen wir in die Gegenwart zu einem anderen guten Katholiken, der vermutlich nicht einmal merkt, dass seine Marktbegeisterung im Widerspruch

²³ Frédéric Bastiat, *Volkswirtschaftliche Harmonien*, S. 10.

²⁴ Frédéric Bastiat, *Volkswirtschaftliche Harmonien*, S. 363

zu seinem offiziellen Glaubensbekenntnis steht: Norbert Walter, ehemaliger Chefvolkswirt der Deutschen Bank und Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Er erklärt: »Moralvorstellungen kollektiver Systeme sind in aller Regel statisch orientiert. Sie beziehen sich auf Zustände, auf Verteilungskennziffern, nicht auf Prozesse.«²⁵ Das Marktgeschehen aber sei natürlich ein dynamischer Prozess. Wenn man diesen Sachverhalt andersherum formuliert: Die, die nicht über Verteilung von Wohlstand reden wollen, weil sie davon viel haben, müssen an das ewige Wachstum glauben, das allen zum Besten dient; das heißt, das auch den Armen etwas abwirft. Smith hat, obwohl der Fortschritt nicht sein dominantes Thema war, die Wurzeln für diese Vorstellung geliefert: Die Menschen, die nach ihrem eigenen Gewinn streben, stechen sich nicht gegenseitig aus, sondern erzielen das Wohl aller – weise gelenkt durch eine göttliche Vernunft. Dies Ziel wird inzwischen nicht mehr als Gleichgewicht beschrieben, sondern als ewig fortschreitendes Wachstum der Wirtschaft.

Dieses Ziel manifestiert sich aber nicht sichtbar – wir ahnen zumindest, dass wir vom »größtmöglichen Maß von Glück« noch entfernt sind. Selbst Norbert Walter muss zugeben, dass es schwierig sei, nachzuweisen, »dass ein auf Koordination privater Wünsche aufbauendes System unter Effizienzgesichtspunkten und sozialen Erwägungen überlegen sei, ist doch ein solches System wegen der Vielzahl staatlicher Eingriffe kaum irgendwo als ›Beleg‹ verfügbar«.²⁶ Da man es nicht nachweisen kann, muss man an die sozialen Segnungen des Systems glauben.

Dieser Glaube speist sich zudem aus der naturalistischen Vision von Wirtschaft: Die Marktgesetze von Angebot und Nachfrage gelten nicht als relative Größen, die von Zeit und Kultur beeinflusst sind, sondern als eherner Gesetze, die immer und überall gelten, die deswegen nicht nur ein Sein, sondern auch ein Sollen beschreiben: »Der Kapitalismus basiert auf dem Gedanken, dass Menschen kreativ sind, dass sie Individuen sind, dass jeder andere Talente hat. In diesem Sinne ist er sozusagen im menschlichen Erbgut

²⁵ Norbert Walter, »Ethik + Effizienz = Marktwirtschaft«, in: Roland Baader (Hrsg.), *Wider die Wohlfahrtsdiktatur. Zehn liberale Stimmen*, Dr. Ingo Resch GmbH, Gräfelfing 1995, S. 70.

²⁶ Norbert Walter, »Ethik + Effizienz = Marktwirtschaft«, S. 68.

angelegt«,²⁷ meint Norbert Walter. Das heißt, letztlich muss man mitmachen und seine eigenen Interessen unsentimental verfolgen in dem »auf Koordination privater Wünsche aufbauenden System«.

Der Glaube an die Alternativlosigkeit von Markt und Wachstum ist auch durch die jüngste Finanzkrise nicht nachhaltig getrübt worden. Die Wirtschaftsform ist aber, das lehrt ein Blick in vergangene Zeiten, immer eine historische, eine relative und deswegen auch zu gestaltende Größe. Der Publizist Mathias Greffrath beschreibt diese Aufgabe so: »zu bestimmen, welches Maß an Arbeitslosigkeit und verdummender Arbeit wir zulassen wollen; welches Minimum an Bildung für alle wir für erforderlich halten, unterhalb dessen wir nicht mehr von Demokratie reden wollen. Und das gilt auch für das Maß an Urbanität, Gesundheit, Sicherheit im Alter, Arbeitszufriedenheit« - über diese Ziele sollte eine Gesellschaft sich verständigen. Und Greffrath fügt hinzu »Alles das sind politische Ziele, die ihren ökonomischen Preis haben.«²⁸ Auch über den sollten wir uns verständigen. Aber wir sollten uns nicht dazu erniedrigen, den ungehemmten Gewinntrieb zum Ausgangspunkt unseres Gesellschaftsdenkens zu machen.

Erschienen in: *Kommune. Forum für Politik, Ökonomie, Kultur* April-Mai / 2010, S. 15–21.

www.christoph-fleischmann.de

²⁷ »Irgendwann wird der Kapitalismus vorbei sein«. Interview mit Norbert Walter und Elmar Altvater«, in: *ZEIT Geschichte* 3/09, S. 40.

²⁸ Mathias Greffrath, »Die Unsterblichkeit des goldenen Kalbs. Über das Zinsverbot in den Religionen«, in der Reihe *Glaubenssachen* auf NDR Kultur am 17.1.2010.